

Die Neue Welt

Nr. 19

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend desselben Tages erschien Frau Allenstein. Sie war in großer Toilette, sie fuhr zu einem Diner in der Nähe und machte vorher den Krankenbesuch beim Bruder. Es war ihr durchaus kein Opfer, obgleich es immerhin eine Anstrengung war, in dem eleganten langen Kleide die v'elen Treppen hinaufzuklettern. Mit der einen Hand mußte sie die Seide raffen, in der anderen trug sie ein sorgfältig verpacktes Tablettchen. Sie brachte dem lieben Patienten Auster mit.

An Aufmerksamkeit ließ es Susanne erst recht nicht fehlen; einmal Auster, das zweite Mal Kaviar, ein andermal Malagatrauben, und so die Delikatessen der Saison durch. Alle Tage konnte sie nicht kommen, dazu war das Gesellschaftstreiben zu sehr im Gang, waren ihre Nerven zu stark angegriffen. „Aber meine Gedanken sind mangesetzt bei Dir, mein geliebter Richard,“ sagte sie.

Heute rauschte sie in die Krankenzimmer, nicht wie der Frühling geleidet; eine Wolke von Duft wehte vor ihr her. Blaugrüne Seide und Crêpe darüber, an der Brust Maiglöckchen.

„Du riechst so stark nach Parfüm, Susanne! Geh weiter weg,“ wehrte Bredenhofser, als sie sich über ihn beugte und küßte. Er wedelte mit dem Taschentuch. „Puh! Du brauchst hier auch nicht so im Staat herzukommen; doppelt bitter für einen, da liegen zu müssen!“

Er war in sehr schlechter Stimmung; er hatte vorher Papier und Feder verlangt und mit Behemung zu schreiben begonnen. Ein paar Zeilen gingen glatt, dann waren die Gedanken fort; er zermarterte und zermarterte sich, sie kämen nicht wieder. Und nun waren die Kräfte auch fort; Aebziger Schweiß trat auf die Stirn, die Hand zitterte, die Feder rollte über's Papier und die Tinte verspritzte. „Ich kann nicht,“ stöhnte er und ließ den schmerzenden Rücken gegen das Kissen fallen. „Die unheimliche Lage macht's; ich will sitzen.“ Er ließ die Beine vom Sopha gleiten; fünf, zehn Minuten, dann war's aus. Ein Frösteln schüttelte ihn, er mußte sich wieder legen. Ungebuldig ballte sich seine Hand, zornig murmelte er: „Ignorant! Er versteht nichts. Morgen soll der Spezialist kommen. O, meine Seite, mein Kopf!“ Die Zähne zusammenbeißend hatte er die Augen geschlossen.

Nun störte ihn der Duft von Frau Allenstein. Auch die Auster rochen. „Ich mag sie nicht,“ grämelte er, „nimm sie fort, Lena! Trag sie weg!“

Susanne ging hinter der Schwägerin hinaus. „Er ist ja sehr mißgestimmt,“ flüsterte sie, „Du mußt ihn aufheitern. Du mußt Dich ein wenig zwingen; immer heiter, das ist die erste Pflicht!“

Lena sah der Sprechenden mit einem so eigen-

thümlichen Blick in's Gesicht, daß diese verstummte. „Nun, nun,“ sagte Susanne nach einer kleinen Pause begütigend, „es kann Dir ja nicht schwer fallen bei Deinem sanguinischen Temperament, und wenn Du bedenkst, daß schlechte Laune bei Patienten das beste Zeichen für ihre Genesung ist. Also immer hübsch heiter, Kleine!“

Frau Allenstein hob mit zwei Fingern der fein behandschuhten Rechten das Kinn der jungen Frau in die Höhe. Sie vergaß vollständig die Beleidigungen, die ihr durch Lena und den Bruder zu Theil geworden; wenn ihr Richard auch noch vor wenig Wochen das Schalten in seinem Haushalt gewehrt — wer denkt daran in solcher Zeit?! Die Krankheit hatte Alles verwischt.

„Also, liebe Lena,“ flüsterte sie noch einmal, „immer hübsch heiter! Du mußt Dir wieder frischere Farben anschaffen und ein bißchen auf Deine Toilette achten. Diese Blouse ist schon recht schäbig und verdeckt ganz Deine nette Figur.“ Dann kehrte sie wieder zum Bruder zurück und begann ihn mit der Schilderung aller möglichen Festlichkeiten, Dinners, Bälle, Wohlthätigkeits-Vorstellungen und so weiter aufzuheitern.

Er lag mit geschlossenen Augen; ob er zuhörte, wußte man nicht. Jedenfalls nahm es die Schwester an. „Es thut mir sehr leid, daß ich gehen muß,“ meinte sie endlich, „ich weiß, wie nöthig Dir die Zerstreuung ist. Lena hat nicht so die Art, mit Kranken umzugehen; aber ich, die ich selbst so viel leidend bin, weiß, wie wohlthuend eine heitere Unterhaltung wirkt. Gott im Himmel!“ — sie horchte erschreckt auf den Schlag einer Uhr — „sieben! Um die Zeit sind wir gebeten; ich habe mich so verplandert — leb wohl, geliebter Richard, eine recht gute Nacht! Laß Dir was Hübsches träumen von dem, was ich Dir erzählt habe! Morgen haben wir Gäste bei uns, aber übermorgen komme ich und erstatte Dir Rapport!“ Sie beugte sich über ihn, eine ganze Wolke von Duft hüllte ihn ein.

Er zog die Nasenflügel kraus. „Biel Vergnügen,“ sagte er bitter und drehte sich auf die andere Seite, das Gesicht der Wand zuzehrend.

So fand ihn Lena, die sich eine Weile draußen aufgehalten hatte; wenn Frau Allenstein da war, ergriff sie gern jeden Vorwand, sich zu entfernen.

Als er ihren Tritt hörte, murmelte er: „Ist sie fort?“

„Ja.“

„Sie ist mir unangenehm. Ihr Kleid rauscht, sie riecht nach Parfüm. Ich habe nie gewußt, daß Susanne eine so scharfe Stimme hat. Sie macht mich krank!“ Er stöhnte.

Lena beugte sich über ihn und legte ihre kalte,

schmale Hand auf seine heiße Stirn. „Fehlt Dir etwas?“ fragte sie.

Er schwieg. Dann sagte er plötzlich, wie nach langem Besinnen: „Sie machen mich Alle krank. Die ganze Welt. Laß die Hand hier liegen“ — er hielt ihre Finger fest — „ich brenne inwendig. Das macht die Unrast. Ich muß hier liegen und habe so schrecklich viel zu thun!“

Sie wagte nicht ihre Hand fortzuziehen, regungslos stand sie. Wie angenehm wäre es ihr früher gewesen, hätte er herausgefunden, daß die Schwester nicht so sympathisch sei, wie seine Voreingenommenheit sie hinstellte. Jetzt empfand sie keine Freude darüber, im Gegentheil, die Veränderung machte ihr Angst. Was ging mit ihm vor?!

Sie beugte sich tiefer über ihn. Der Schein der verhangenen Lampe spielte über sein Gesicht. Es war garnicht so bleich, die Wangen blühten, aber die Schläfen waren sehr eingesunken, die Augen lagen tief in den Höhlen. In den wenigen Wochen schien er alt geworden; hier, in dem feuchten Stirnhaar zeigten sich graue Fäden und um den Mund grub sich ein Leidenszug.

Ein unbeschreibliches Gefühl krampfte Lena's Herz zusammen — Liebe, Mitleid und noch ein Anderes, ein unheimliches, unmeßbares. Sie legte ihre Lippen auf die grauen Fäden und küßte sie.

Er rührte sich nicht; leise zog sie ihre Hand fort.

Da sagte er, ohne die Augen aufzumachen: „Es ging mir wie ein Eisstrom durch den Körper, von der Stirn herab bis zum Herzen und löschte den Brand. Das that gut. Wenn ich erst kühl bin, bin ich auch so gut wie gesund.“ Ein freundlicheres Lächeln umzog seinen Mund. „So, und nun kannst Du mir was singen, Lena — Schumann, mein Lieb, Du weißt schon!“

Sie setzte sich an's Klavier, ohne die Lichter anzuzünden, und präludivte leise.

„Nicht das, nicht das,“ sagte er ärgerlich, „mein Lieb! Warum fängst Du denn nicht an?“

Sie konnte sich nicht entschließen. Die Kefle war ihr zugeschnürt, die Lippen waren wie versiegelt.

„So fange doch endlich an!“ Bredenhofser warf sich ungeduldig hin und her.

„Daß Du so krank geworden, Wer hat es denn gemacht?“

War sie selbst es wirklich, die das sang? Lena hatte nie geglaubt, daß man singen könne, wenn das Herz bis zum Munde voll von Schmerz ist; ja, noch mehr als Schmerz, voll von Todesangst. Aber rein und weich folgte ein Ton dem anderen; sie kam zu Ende. Im Geisterhauch hallten die Wände die letzte Klage wieder.

Scheu sah Lena nach dem Sopha. Er hatte sich aufrecht gesetzt und die Augen weit aufgeschlagen. „Du warst gut bei Stimme,“ sagte er, „sehr frisch und klar, aber Du warst heute nicht mit der Seele dabei. Warum nicht?“

„Man ist doch nicht immer gleich disponirt,“ antwortete sie ausweichend. Wie gerne hätte sie herausgeschrien: „Weil Du krank bist, sehr krank! Ich kann nicht singen!“ Sie durfte das nicht. So wiederholte sie noch einmal: „Ich war nicht disponirt! Verzeih!“

„Morgen kannst Du mir es wieder singen. O, wie schön ist das Lied,“ schwärmte er. „Mir ist wirklich, als hätte ich's jetzt noch lieber wie früher. Ich lerne es erst ganz verstehen. Komposition und Text so wundervoll! Ich möchte wohl wissen, aus welcher Stimmung heraus Schumann das komponirt hat — ob sie der meinen gleich war?“ Er versank in Sinnen.

Lena saß noch immer auf dem Klavierstuhl. Ihren Mann im Schein der Lampe konnte sie sehen, sie selbst blieb unbeobachtet, verschluckt vom Dunkel.

Die Uhr nebenan schlug acht; plötzlich hörte man draußen eine rauhe Stimme. Wer war das?!

Die junge Frau fuhr zusammen, draußen der hohle, grobtiefe Haß jagte ihr einen Schauer über den Rücken, ein Frösteln durch alle Glieder. Die furchtbare Stimme — was wollte die — wo kam die her — was wollte die?!

Sie sprang auf und starrte mit entsetzten Augen nach der Thür.

Es klopfte.
Sie streckte abwehrend die Hände aus: „Nein, nein!“

„Was hast Du?“ fragte der Kranke heiser. „Herein!“

Die Thür ging auf. Das Mädchen trat ein, einen Brief in der schwieligen Hand.

„Wer — wer ist draußen?“ stammelte Lena; ihre zitternden Lippen konnten kaum die Worte formen.

„Na, der Briefträger!“ Das Mädchen sah sie verwundert an und ging dann wieder ab.

„Von Onkel Hermann,“ sagte Richard erfreut.

„Susanne muß ihm geschrieben haben, daß ich krank bin. Paß mal auf, wie nett er nun ist!“ Er öffnete selbst den Brief und las ihn; er hatte kaum die erste Seite überflogen, so knitterte er den Bogen zusammen und schleuderte ihn, zum Knäuel geballt, mit einem Borneslaut von sich auf den Boden. „Er ist verrückt — der — der —!“ Er beugte sich vornüber und hustete anhaltend und erregt.

„Was ist, was hat er geschrieben?“ fragte Lena und sah nach dem Papierknäuel.

„Laß liegen,“ schrieb er heftig, „oder heb' den Biß auf und schmeiß ihn in den Ofen! Ich habe nicht nöthig, mir Vorhaltungen machen zu lassen. Malsch, rasch — so — verbrenn' ihn! Ah, was der Alte glaubt — und das nennt er Liebe? Ha, Liebe!“ Er lachte bitter.

Als der Kranke eine halbe Stunde später im Bette lag und seine Frau ihm die Medizin zur Nacht reichte, hielt er ihre Hand fest. „Lena,“ sagte er weich.

„Richard!“ Sie reichte ihr Gesicht näher zu ihm.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thum;
Natur ließ mich gehunden,
Sie lassen mich nicht ruh'n,“

flüsterte er. „Das Lied kommt mir nicht aus dem Kopf, ich hör' es immerzu. Er sagt, er liebt mich, und doch schreibt er, ich hätte mir selbst mein Leben verpfändet. Die Krankheit wäre mir eine ganz heilsame Mahnung. O, ich ärgere mich so, es wurmt mich so!“ Seine trockenen Lippen zuckten.

Lena streichelte ihn. „Sei ruhig, Richard,“ bat sie, „Du schläfst sonst die ganze Nacht nicht. Ja, sie lieben uns Alle,“ setzte sie mit einem Lächeln hinzu, das ihr junges Gesicht traurig veränderte.

„Alle,“ wiederholte er. Er hielt noch immer ihre Hand fest. „Das Leben ist so schwer!“ Es klang wie eine Klage, die ein Kind der Mutter stammelt — ein armes, schwaches Kind.

XVIII.

Der Schnee ist vergangen. Im botanischen Garten zeigen die Stachelbeerfräucher die ersten verkrumpten grünen Schößlinge: aber nur die, die am sonnigen Platz stehen, die anderen strecken die nackten, dornigen Zweige. Die Weiden um den Tümpel gehen in den Saft, rotz wie Blut schimmern sie. An den großen Bäumen schwellen Knospen, braun und dick; die Spagen schirpen und lärmen in Schaaren.

Es war Februar. Ein selten frühes Frühlings- ahnen nach langem Erstarren.

Bei Bredenhofers ging es viel treppauf und treppab; es durfte nicht gellingelt werden. Bitte Klopfen stand an der Entrée thür.

Schon am frühen Morgen kam Frau Susanne Allenstein, am Mittag kam sie zum zweiten und am Abend zum drittenmal. Sie weinte, wenn man sie nicht immer zum Bruder ließ.

Doktor Allenstein kam ebenfalls täglich; er war ein gutmüthiger Mensch, und wenn er die Treppe wieder hinunter ging, waren in seinem sozialen Gesicht die Augenbrauen hochgezogen. Desters begleitete ihn sein Kollege, der berühmte Spezialist für Hals- und Lungenkrankheiten; der Mann war seiner Sache sicher, der hatte bereits im Januar, als er das erste Mal kam, achselzuckend gesagt: „Vetal!“

Sie sprachen im Krankenzimmer immer flüsternd; Lena lauschte gespannt und verstand nicht.

Wie war das eigentlich nur so rasch gekommen? Bredenhofers hatte sich nach der ersten Attacke merkwürdig erholt gehabt. Niemand dachte Schlimmes, und selbst Lena verlor die unbestimmte, unheimliche Angst, die sie gemartert.

Er stand auf, er ging, ohne sich auf ihren Arm zu lehnen, eilig und kräftig im Zimmer auf und ab; das Atelier wurde geheizt, er machte die ersten Entwürfe zu seinem Bild. Zu entwirren war das Chaos von Kohlenstrichen und Farbenflecken noch nicht, aber es würde schon kommen, es mußte kommen!

Bredenhofers trug die gute Sammetjoppe, er empfing oft den Besuch Neuter's. Beide Männer vertieften sich dann ganz, bis auf den Korridor hörte man ihr lebhaftes Gespräch, nur ab und zu unterbrochen von heiserem Hüpfeln. Der Alte und der Junge, beide waren sie gleich enthusiastisch. Bei dem Alten war es ein stetig brennendes, lustiges Herdfeuer, an dem sich sein Herz wärmte und jung blieb; bei dem Jungen ein ängstlich flackerndes, jäh aufstammendes Licht, das rasch erlischt, wenn ein Zugwind weht.

„Ihr Mann ist ein ganz genialer Kopf, liebe junge Frau,“ rief Neuter eines Tages Lena zu, als diese das Atelier betrat. Sie störte dort nicht gern, aber heute war ihr bange geworden, der gute Doktor blieb so lange; immer erregter klang das Husten ihres Mannes durch die Wand.

„Wird es Dir auch nicht zu viel, Richard?“ fragte sie besorgt. Er hatte so merkwürdig unruhige, glänzende Augen und ein abgezirkeltes Noth auf den Backen. „Der Doktor hat gesagt, Du möchtest Dich noch sehr schonen.“

„Still,“ sagte er und hob den mageren Finger, „störe uns nicht! Nicht wahr, das ist eine wundervolle Idee, lieber Doktor?“ wandte er sich zu diesem.

„Gewiß, gewiß! Ganz herrlich, eine gottbegnadete Idee — oh, oh!“ Neuter zappelte mit Händen und Füßen.

„Ja,“ rief Bredenhofers, „ich warte nur noch den ersten Sonnenschein, das erste Frühlingserwachen ab, dann bin ich sicher, ist mein Krankheitsrest ganz verschwunden. Vom leidigen Körper unbelästigt, kann ich mich in freie Regionen schwingen.“

Lena fühlte einen Stich im Herzen. Sie freute sich über die Frische ihres Mannes, über die so rasch zurückgekehrte Hoffnungsfröndigkeit, aber sie selbst konnte nicht mitmachen, ihr war die Elastizität ganz abhanden gekommen.

Unbeachtet, wie sie sich hier fühlte, schlich sie wieder hinaus.

Die junge Frau konnte ihren Zustand nicht mehr verbergen. Die Mutter hatte bei der Entdeckung geweint und die Tochter unter vielen Thränen an's Herz geschlossen; man wußte nicht, freute sie sich oder jammerte sie. Der Schwägerin hatte Lena

keine Mittheilung gemacht, aber die ließ es nicht an zarten Anspielungen fehlen. Auch nicht an weisen Ermahnungen. „Solltest Du — ist es wirklich der Fall — ich weiß ja nichts Genanes — aber dann mußt Du Dich recht in Acht nehmen. Ich würde nicht so viel sitzen, geh fleißig an die Luft und sei recht heiter, immer recht heiter!“

Lena hatte die Lippen zusammengekniffen. „Ich weiß nicht, was Du willst,“ sagte deutlich ihr abweisender Blick.

Nur Richard hatte keine Ahnung. Schwester und Schwiegermutter sagten ihm nichts, sie wollten ihn jetzt nicht aufregen. Und Lena selbst? Hundertmal hatten sich schon ihre Lippen geöffnet, um ihm das Geständniß zu machen, und dann hastig wieder fest geschlossen. Es regte sich in ihr wie Beleidigung; er war so ganz verrannt in seine Ideen, mit sich vollauf beschäftigt, in feberhafter Eile wollte er jede Minute ausnützen — was sollte sie ihn stören? Wenn er erst ganz gesund war, dann wollte sie sprechen. Ganz gesund —?! Ganz krank.

Der Tag kam, an dem Lena und das entsetzte Dienstmädchen ihn zusammengebrochen vor der Staffelei fanden. Das Fenster im Atelier stand halb offen, er hatte es wohl geöffnet. Die erste lauliche und doch heimtückische Luft wehte herein. Er lag am Boden, ohnmächtig, Blutflecken auf der Joppe, noch Blut auf den schneebleichen Lippen.

Die Magd kreischte auf, sie wäre am liebsten davon gerannt; aus Lena's Mund kam kein Ruf.

Nun verließ er das Bett nicht mehr. Sein Lebenslicht flackerte und züngelte mit langer, verholter Schmutz; Gevatter Tod stand auf der Lauer, es umzustohen.

Frau Langen war außer sich — daß ihrer Tochter das passiren mußte! Ihr graues Haar schien noch grüner, ihr Rücken beugte sich, sie verweinte die Nächte. Am Tage war sie fast immer in der Holzstraße zu finden; im Wohnzimmer saß sie in der Sophaecke zusammengekauert. „Wie geht es ihm, was macht er jetzt, schläft er, ist er wach?“ rief sie ängstlich leise der Tochter zu, wenn diese sich nur sehen ließ.

Mit brennenden, thränenlosen Augen ging Lena hin und her. Stundenlang saß sie regungslos am Bett ihres Mannes und hielt seine Hand. Auf alle ärztlichen Ermahnungen, sich zu schonen, auf die Bitten der Mutter schüttelte sie nur den Kopf. „Nachher!“ Das war das Einzige, was sie sagte.

Der Kranke schlief meistens ober er lag in einer stumpfen Apathie.

„Die Lebenskraft ist vollständig erschöpft,“ sagte der berühmte Spezialist zu Allenstein, „aufgezehrt das Del in der Lampe. Die Konstitution ist überhaupt schwach, starken Anforderungen nicht gewachsen. Ich sagte es Ihnen ja gleich, verehrter Kollege, nichts mehr zu machen! Uebrigens Schmerzen leidet er nicht, er löst aus.“

Jetzt sprachen sie nicht mehr flüsternd im Krankenzimmer; wozu auch? Das junge, blasse Weib wußte ganz genau, um was es sich handelte. Sie ver zweifelte nicht, aber sie kämpfte nicht mehr; sie streckte die Waffen in stummer Resignation.

Am Abend steigerte sich das Fieber des Kranken, die Nächte durch phantasierte er. Frau Allenstein hatte einen excellenten Wärter engagirt, Lena schickte ihn in's Nebenzimmer; dort schlief er.

Sie selbst saß wie ein Geist neben dem Lager ihres Mannes und horchte und horchte. O, Niemand sollte das Gespräch belauschen, das ihre Seele mit seiner Seele hielt! Er desirirte, aber mitten in dem wilden Gemisch von Wahn und Unsinn, von phantastischen Entwürfen, bekannten Plänen und neuen, kühneren, unmöglichen, kamen Stellen von unsäglicher Schönheit. Da sprach er von der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, von ihrer Reise, der sonnigen Stunde im Kölner Dom, ihrem Wiedersehen in Berlin und von ihrem ersten Kuß. Er sprach flüsternd, wie ein heimlich Liebender.

Da konnte Lena weinen. Und die Thränen schwenkten fort, was in ihrer Seele an Bitterkeit gegen ihn sich angehäuft, was sie von ihrem Mann getrennt hatte. Sie preßte ihre Lippen auf seine Hände.

Eines Nachts erwachte er. Seine Augen blickten ganz klar.

Auf dem Tisch brannte die kleine Lampe mit trüb verhangenem Schein.

„Keller!“ rief er laut.

Lena ging und schob den Schirm zurück, dann machte sie: „Pst“ und legte den Finger an die Lippen. Leise glitt sie wieder neben sein Lager. „Daß er nicht aufwacht,“ flüsterte sie, „wir sind allein!“

„Ja, allein,“ sagte er ebenso leise, „allein — sie sollen uns Alle allein lassen — ganz allein — komm!“ Er bewegte die Lippen wie zum Kuß und sah sie sehnsüchtig an.

Sie legte ihren Mund auf den seinen und sog seinen fieberhaften Athem ein.

„Mein Mann — mein Geliebter — Richard!“ hauchte sie im Kuß; es klang mehr wie ein Stöhnen.

Er athmete schwer, sie fühlte, daß sie ihn bedrückte, und zog ihre Lippen zurück; sie waren auch heiß geworden von seinen trockenen, verbrannten.

Seine übergroßen Augen suchten ihren Blick. „Ich muß sterben,“ sprach er jetzt deutlich und so ruhig, als ob Jemand sagte: „Ich muß reisen.“

Sie widersprach ihm nicht; sie preßte nur stumm die Hände zusammen in einem furchtbaren, entsetzlichen Schmerz.

„Ich sterbe,“ wiederholte er, „gern! Arme Lena — Du mußt bleiben — das Leben — es drückt — drückt Alles und — Alle!“

Es zog sie nieder mit gewaltiger Last, ihre Kniee knickten ein; wie niedergeschmettert sank sie vor dem Bett hin und legte die Stirn auf dessen Rand.

„Arme Lena,“ flüsterte er immerfort, hob schwach die zitternde Hand und legte sie auf ihren lodigen Scheitel.

Die trockene Gluth dieser armen Hand durchriefe ihren Körper bis in die feinsten Nervenfasern. Ein nicht endenwollender Thränenstrom drängte sich ihr in die Augen und stuhete wieder auf das Leinen des Bettes. Mit beiden Armen umflammerte sie den Körper des Sterbenden. „Bleibe, Richard,“ schluchzte sie verzweifelt, „bleibe bei uns, bei mir — bei Deinem Kind!“

„Deinem Kind —!“ Gellend lösten sich die zwei Worte von dem übrigen Geflüster und drangen in schneidendem Jammer durch die einsame Nacht.

Was war das?! Er fuhr zusammen und richtete sich, plötzlich stark geworden, halb auf. „Kind? — Lena, Lena!“

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und ächzte: „Ja, ja — mein Kind, Dein Kind —!“

Er war ganz still, er rührte sich nicht; seine Augen hatten ein stilles, gespenstisches Leuchten. Und nun zuckte es in seinem Gesicht, so kläglich, so nun zuckte es in seinem Gesicht, so kläglich, so schmerzlich, wie bei einem Kind, das weinen will. Seine Lippen öffneten sich und schlossen sich und formten nur die zwei einzigen kurzen Worte: „Mein Kind!“

Lena richtete sich auf, mit gekrakelten Fingern griff sie sich in's Haar und riß daran. Halb von Sinnen, schrie sie mehr als sie sprach: „Du wirst es nie sehen — nie — nie!“ Dumpf schlug ihr Kopf wieder auf die Bettstatt. So blieb sie liegen. Lange Minuten vergingen, eine Viertelstunde.

Nebenan schnarchte der Wärter.

Der Kranke hatte sich zurückgelegt, aber er schlief nicht; unverwandt ruhte sein glasiger werdender Blick auf dem Kopf des Weibes. „Lena,“ lallte er.

Sie fuhr auf und starrte ihn an.

„Kuß“ — —

Kaum konnte man das Wort hören, sie verstand es gleich.

Ein Lächeln irrte über seine Züge, flüchtig wie ein letzter Sonnenschein vor Anbruch der Nacht. „Jetzt — danke ich — Dir — verzeih — ver — dan — ke —“ Das Lallen wurde ganz undeutlich, immer unverständlicher.

„Was, was sagst Du? Richard, noch einmal, o sag's!“

Er schüttelte den Kopf — wieder jenes irrende Lächeln — und dann deutlich: „Jetzt — gern gelebt —!“ Er machte eine lange Pause, und dann kam's nach wie ein Hauch: „Gern gelebt — danke —!“

Lena schluchzte nicht mehr wild, ihre Thränen

waren versiegt. Sie lag auf den Knien, stemmte die Ellenbogen auf's Lager und sah den Gatten unverwandt, welt- und zeitvergessen, wie versunken an.

Unsicher tasteten seine Hände, bis sie ihre Wangen fanden; da schmiegten sie sich an.

So blieben die Beiden. Die Nacht verging und der graue Morgen stahl sich durch's Fenster. — —

(Fortsetzung folgt.)



Kunst und Wirthschaft.

Von L. Schönhoff.

(Schluß.)

Die Renaissance ist so farbenreich, so groß, daß hier nur ihre elementarsten Wesenszüge gestreift werden können. Auf den verschütteten klassischen Stätten in Italien waren neue städtische Mittelpunkte gewachsen. Sie hatten schwere Widerstände zu besiegen, innere und äußere blutige Kämpfe; aber im Grunde erstarkten sie doch. Aus den Kämpfen der führenden Mächte schlug ihr Stadttadel, wie ihr Bürgerthum Privilegien heraus. Für den Wohlstand in Florenz mag z. B. der eine Umstand sprechen, daß vor der Zeit des Buchdrucks eine ganze Menge von Handschriften, kunstgewerblich werthvollen Dokumenten, florentinischen Arbeitern gehörte. Aehnlich berichtet der deutsche Historiker Janssen von den Gesellenverbindungen im deutschen Südwesten zur städtischen Blüthezeit, daß sie auf kunstgewerblichen Besitz geachtet hätten, ehe es zu den Gesellenbedrückungen und Ausständen kam. Durch die Kreuzfahrten schon war der Orient nahegerückt, wagemuthige Entdecker in ununterbrochener Kette, von der Kolumbus nur ein epochemachendes Glied ist, reisten in ganz entlegene Gebiete. Zu den Forscherinteressen, wie denen eines Marco Polo gesellten sich die merkantilen, die kaufmännischen der italienischen Freistädte. Wer gewann, der konnte wirklich gelten. Dazu kam, wie in der hellenischen Polis, ein heftiger Wettbewerb zwischen den kleinen städtischen Staaten; und auf der anderen Seite war die Ständegliederung unterwühlt, zerrüttet. Es zog wie ein Rausch durch die Frühzeit der Renaissance. Ein waghalsiger Abenteurer, ein Bastard, ein Lanzknecht und Condottiere konnte sich das Herrenrecht erobern; er wurde dann eben der Erste seines Stammes. Die Colleoni-Meisterstatue in Venedig ist vielleicht das bezeichnendste Muster solches Trugmenschen, der sich und seine Individualität ehern durchzusetzen weiß.

Das neugefundene Individualitätsprinzip konnte im Taumel toll werden und hatte dann seine furchtbare Seite. „Erlaubt ist, was gefällt“, sagten in ihrer Weise die erobernden Renaissance-Naturen, und über Widerstände rasten sie mit blutig-grausamer Rücksichtslosigkeit hinweg.

Diese ganze sturmgepeitschte Zeit läßt sich nicht nach landläufig sittlichen Begriffen messen; sie sah Ungemeines in Begierde, wie in Entsamung, im Guten ebenso wie im Bösen. Reiche Ausgrabungen und Funde förderten dazu die hellenisch-humanistische Erkenntniß. Die Humanisten diesseits und jenseits der Alpen führten, auch in geschlechtlichen Dingen, eine so kühne Sprache, daß sie in unseren polizeifrommen Tagen unerhört klingt. Die zahlreichen neugegründeten Eroberergeschlechter der übermächtigen Handelsherren, wie die Florentiner Medici, wetteiferten in ihren Hofhaltungen um Künstler und Künstlereruhm, und so geschah in wild-üppiger Triebkraft die große Wiebergeburt. Individuell befeelter, reicher an intimen Reizen als die Antike, treten schon im 14. Jahrhundert Giotto und die „Giottesken“ auf, und überquellend reich ist die Auslese künstlerischer Geister von den Vor-Masaeliten bis zum anmuthigen Genie Masael und dem pathetischsten aller Renaissancekünstler Michelangelo, dem Bildhauer, Baumeister, Maler und Lyriker, der den gewaltigen Van Bramantes fortsetzen sollte, den Petersdom, der für den kühn aufstrebenden Papst Julius ein Sinnbild der allumfassenden Kirche bedeutete.

Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit der Interessen in der Renaissance. Das Individuum konnte sich nicht genug thun im Ausmaß seiner Empfindung und Erkenntniß. Lionardo da Vinci war Festungs-

ingenieur, Mathematiker und Künstler, Tizian in der späteren Renaissance zu Venedig, vielleicht der größte Maler aller Zeiten, hob das rein Malerische, Farbenfette auf eine vorher ungeahnte Stufe, und welchen Geist besaß der politische Raifoneur und Beobachter Machiavelli oder selbst der feile Lumpenjournalist Peter Krein, er in seiner Pamphletmanier und gierigen Profitfucht, wie Hutten in seinen heißen idealistischen Aufrufen oder Satiren Vorläufer des modernen Journalismus, doch Beide nach verschiedenen Seiten hin. Auch Petrarca's, des Lyrikers, muß hier gedacht werden. Denn mit Petrarca hebt eine durchaus moderne Naturempfindung an. Der Mensch beginnt seine Persönlichkeit mit der landschaftlichen Umwelt zu vergleichen; deutliche Stimmungen klingen an. Petrarca unternahm als einer der ersten Modernen eine Bergbesteigung und empfand nicht mehr die rauhen Schrecken der Natur, wie die Alten, sondern die Erhabenheit der Landschaft.

Dem schrankenlosen Bethätigungsdrang mußte naturgemäß der bildertürmende, schönheitsfeindliche Rückschlag begegnen, zumal auch er wirtschaftlich begründet war. Gegen den heidnischen Frohsinn der Päpste, gegen die üppige Verweltlichung, die noch ungeheure Geldsummen verschlang, gegen die fürstlichen Handelsherren, die wiederum, je mächtiger ihr Vermögen answoll, um so mehr proletarisirten,kehrte sich der Bußheiser der Prediger und Propheten, und die Schwärmgeister wurden zu Zeiten sieghaft, wie die Episode der theokratischen, geistlichen Republik Savonarola's darlegt.

Aber das Neuland war und blieb entdeckt. Das Individualbewußtsein, das zu Anfang über alle Stränge legte, wog allmählig zwischen sich und der Umwelt ab, es ermaß die Grenzen, die seinem überschwänglichen Wollen gesetzt sind; der Widerspruch löste sich in lyrisch-musikalischen Stimmungen, oder es wurde feiner in dramatisch-pathetischer Kunst gedacht oder auch in wehmüthiger Ironie, im Humor, wie man ihn zuvor nicht kannte. So entstanden die faustischen Probleme; ein Vorläufer Shakespeare's, Christoph Marlowe, schrieb in der That einen Faust, vom deutschen Renaissancekünstler Albrecht Dürer existirt ein Blatt „Melancholie“, durch das man geradezu an die Klage des Goethe'schen Faust: „Ich seh', daß wir nichts wissen können“ erinnert wird; Shakespeare selbst rührt neben seinen breitwürfigen dramatischen Freskengemälden im tief sinnigen Hamletproblem an ähnlich schwermüthige Gedankenreihen, und im letzten Grunde bleibt der ironische Humor im Don Quixote des Cervantes wehmüthig, tragisch. Ein irrender Ritter, der zwischen sich und der Mitwelt nicht mehr klar unterscheiden konnte und so die bizarrsten Abenteuer erlebte, bis er zu spät sehend wurde. Auch Molière's „Menschenfeind“ in dem tragikomischen Mißverhältniß zwischen der eigenen Individualität und der Gesellschaft könnte man hierher rechnen. Ganz gewiß war es ebenso kein Zufall, daß Palestrina, ein erster neuzeitlicher Musiker, auf dem Renaissanceboden erwuchs. In seinen kirchlichen Construktionen ist er fromm bis zur Verzückung; es ist die Rehrseite der individualistischen Auflehnung, die Sehnsucht nach friedlicher Harmonie, nach Gläubigkeit.

Die Renaissance in Deutschland und den germanischen Niederlanden greift nicht so unbändig und zeitlich später ein. Aber auch sie zeitigt eine Höhenkraft in ihrer Weise. Der Wirthschaftsgang ist ähnlich. Das Bürgerthum gewinnt Macht und Privilegien. Augsburg, Nürnberg u. A. werden Stätten wunderbaren kunstgewerblichen Fleißes und kaufmännische Mittelpunkte. Ebenso Köln am Rhein. Die Verbindungen der niederdeutschen Hansestädte schaffen Weitblick und gefestetes Selbstvertrauen. Rathspaläste werden erbaut; Lübeck's Bürgererschaft errichtet sich ihren imponirenden gothischen Backsteinbau, die Marienkirche. Die prächtigen Zunft- und Gildehäuser entstehen je nach dem Baumaterial, zu dem man greifen muß. In Niedersachsen zum Beispiel, in Halberstadt, Hildesheim mit seinem herrlichen Amtshaus der Knochenhauer, blüht der Fachwerkbau. Im 15. Jahrhundert endlich gewinnt der erste deutsche Maler einen Weltruf, es ist der Schongauer Martin aus Augsburg. Der große Nürnberger und vielseitige Renaissancekünstler Albrecht

Dürer trifft schon in seinem Wirken mit der Reformation zusammen. Ein Kunstzweig, der Holzschnitt, stand schon lange im Dienst der Reformation, und zwar auf wirtschaftlichem Gebiet. Massenhaft wurde der Ablasshandel im agitatorischen Witzblatt verspottet. Luther, der Sprachkünstler, fand in seinem Eifer Vorarbeit auf allen Seiten. Wie Reformation und Geistesreform zur Erhöhung fürstlicher Machtstellung benutzt wurde, wie die Großbourgeoisie der fürstlichen Handelsleute Deutschlands großkapitalistisch aufginge, wie dann Erhebungen gleich dem Bauernkrieg möglich wurden, das hat weniger direkt, als indirekt mit Deutschlands Kunstübung zu thun. Es unterband großes Beginnen, es zerrüttete im entsetzlichen dreißigjährigen Kriege

aber freilich komisch-naiv, noch durchaus nirgends sentimental, wie in der neuesten Zeit erfaßt. Und der feinsinnige, geistvolle Rembrandt schafft sich seine Sonderstellung durch seine Gesellschaftsbilder selbstbewußter Bürgerschaft, durch sein so individuelles koloristisches Vermögen.

Zu gleich monumentaler Wucht gelangte die Kunstübung seit der Renaissance nicht. Alle modernen Fundamente waren gegeben. Die reine Renaissancekunst wurde ausschweifender in den Formen, als sie den Kavaliere, den Hofhaltungen zu dienen hatte; sie wurde „barock“. Der Baustil der Privatschlösser und Stadtpaläste ist malerischer, aber nicht mehr so ernst monumental; es kommt vollends zum Rokoko, zur tändelnden Grazie, nicht ohne Reiz in der Zeit

bezeichnen; und ein musikalischer Mann, wie Ernst Wolzogen, betont schon etwas Charakteristisches dabei: die Angst vor dem Freiwerden der ungeheuren sozialen Gegensätze unserer Zeit habe die Besitzenden zu einem stillschweigenden Ring geführt. Das bischen Kunstbedürfnis nun dieser ängstlichen Gesellschaft befrüchte die Musikmacherei, die beim besten Willen nicht politisch werden könne. In der That sind neue künstlerische Werthe unserer Zeit durch inbrünstiges Suchen und Sehnen geschaffen worden. In der Musik durch Richard Wagner und in der bildenden Kunst durch die Flucht zur Natur, zur Landschaftsmalerei. Künstlergruppen ergaben sich der Vereinfachung in der Landschaft; und ein Großer, der sich von Jahr zu Jahr mehr von der anderen Künstler-



Sturm. Nach dem Gemälde von Hans am Ende.

die bedenkliche, kunstgewerblich volkstümliche deutsche Bewegung. Aus Dürer spricht noch die ungebrochene Bürgerkraft. Sein Holzschnit-Bildnis in Berlin ist ein zeitgeschichtliches Dokument des gebieterischen, kräftig milden Bürgerbewußtseins. Die Krone deutscher Renaissance, das Heidelberger Schloß, der Ott-Heinrich-Bau ist schon ein Zeugnis fürstlichen Glanzes.

Das originale Merkmal der niederländischen Renaissance ist innerlich ohne Zweifel ebenfalls mit Wirtschaftszuständen verknüpft. Auch hier eine Fülle freigewordener Geister. Nach langen Befreiungskämpfen wird man seines Daseins und seiner Selbstständigkeit mit Behagen froh. An den neu entdeckten Welten hat man sein gemessen Antheil. Im Volkslied, in der Komödie, in der Malerei liebt man derbhaftige Keckheit, ähnlich wie in dem alten, lustigen England nach der Niederlage Spaniens in der elisabethinischen Zeit. Ein heroisch-dramatischer Zug von Shakespeare'scher Art erfüllt die Gemälde des prächtigen Rubens; Alles darf gesagt werden; Franz Hals darf die trinkene Bettel Hülse Bobbe (im Berliner Museum) malen; Vanern, Proletarier erscheinen auf den Bildern von Teniers, Brouwer,

der absoluten Fürstennacht. Die Kunst sei gefällig, süß, wie ein Schäferspiel. Selbst geniale Köpfe, wie der zierliche Watteau, mußten ihrer Ehrlichkeit Schönpflästerchen ankleben. Die große Revolution bedeutete in ihren Folgen die volle Emanzipation der modernen Bourgeoisie. Für die deutsche Musik, für die deutsche klassische Literatur war sie sammt der Aufklärungsperiode Voltaire's, die ihr voranging, ein mächtiger Hebel, eine Befreiung. Der Sturm und Drang, Schiller's Pathos wurzeln in ihr. Der anmuthreiche Mozart, der hochgestimmte, freiheits-trunkene Beethoven haben demokratisch-bürgerliche Elemente in sich aufgenommen.

Ueber die neueste Zeit angesichts der großen sozialen Geistesbewegung zu prophezeien, wäre thöricht. Es ist eine Zeit der Sehnsucht, nicht der Erfüllung. Einen monumentalen Stil kennen wir nicht; wir leben von der Auslese aus fremden Perioden. Auch der neue Reichstagspalast bedeutet kein neues Sinnbild; und die Hoffnungen, die an die Eisenkonstruktion der modernen Waarenhäuser geknüpft werden, sind höchst ungewisse Zukunftsmusik. Als eigentlich häusliche Kunst, als Bildungsmittel bis in die Kreise des mittleren Bürgerthums hinein, können wir die Musik

abzuheben scheint, Arnold Böcklin, schöpft seinen Zauber aus ganz persönlicher Beseelung der Landschaft.

Eine umfassende, meist pessimistisch verklingende Anlage- und Mitleidsliteratur beschäftigt sich mit den sozialen Problemen. Daß sie pessimistisch ist, beweist, daß sie nicht proletarisch sein kann. Das Proletariat strebt zur Höhe, es braucht Hoffnungs-freude und Schwungkraft. Die bittere Anlage- und die bang-elegische Mitleidsliteratur können sie ihr nicht verleihen. Auf Durchlebtem, auf Erfülltem baut sich Kunst auf. Sie ist, ob groß, ob klein, ob schöpferisch, ob epigonisch, eine Erscheinung menschlicher Thätigkeit, die niemals völlig fehlt. Sie steigt aber den Thaten nicht voran. Wenn die proletarischen Emanzipationskämpfe ihrem geistigen Inhalte nach erfüllt sein werden, dann erst mag eine große, neue Kunstweise sich einstellen. Hegel gebraucht über die Philosophie ein espritvolles Bild: die Gule der Minerva fliege erst aus, wenn es zu dämmern beginne. Das heißt, die Philosophie ziehe gleichsam die Bilanz aus neugewonnenen Erkenntnissen und Erlebnissen der Menschheit. Mit noch größerem Rechte ließe sich das von der Kunst behaupten. —

inzwischen verstorbenen Niépce erhielt eine Pension. So entstanden die Daguerrestypen, die man noch heute in manchen Familien findet, die von einer bestimmten Seite aus betrachtet werden müssen, aber im Uebrigen oft ein sehr deutliches Portrait der aufgenommenen Person boten.

Daguerre hatte also ein Mittel gefunden, den Zerfallprozess der Silberverbindung durchzuführen, wenn ihn die Lichtwirkung nur eingeleitet hatte, ohne daß er für das Auge sichtbar war. Aber die Silberplatten waren theuer und die Behandlung derselben mit Quecksilberdämpfen eine unangenehme Arbeit. Deshalb machte man sich auf die Suche nach Ersatz für sie. Talbot benutzte zunächst mit Erfolg in der Camera sein lichtempfindliches Papier, verwendete aber jetzt Jodsilberpapier, welches er so herstellte, daß er das in Höllesteinlösung getauchte Papier noch durch eine Jodkaliumlösung zog, wobei sich durch gegenseitige Zerlegung Jodsilber auf dem Papiere bildete. Er fand ferner, daß die Lichtempfindlichkeit dieses Papiers dadurch erhöht wurde, daß es nach der Beleuchtung durch Gallussäurelösung gezogen wurde. So erhielt er in der Camera obscura ein deutliches Schattenbild (Negativ), von dem er das überschüssige Silber durch Kochen in Kochsalzlösung, sondern durch Waschen in einer Lösung von unterschwefelsaurem Natron entfernte, die die Silberfärbung schon bei gewöhnlicher Temperatur leicht löst. Auf gleiche Weise stellte er dann mit dem erhaltenen Negativbild Positivbilder her. Aber die Rauheit selbst des besten Papiers macht sich bei diesem Talbot'schen Verfahren unangenehm geltend, und die von Daguerre auf polirten Silberplatten hergestellten Bilder wurden ihnen vielfach vorgezogen. Da machte ein Neffe des oben erwähnten Niépce 1847 den Versuch, das Jodsilber mit einem Eiweißüberzug auf Glasplatten zu streichen, wodurch er recht schöne Negative erhielt. Die leichte Zerlegbarkeit des Eiweißes veranlaßte 1851 Fry (sprich Frei) statt dessen Jod- und bromhaltiges Collodium zu verwenden, das er auf Glasplatten goß, auf denen er nach dem Trocknen der dadurch entstandenen Collodiumhaut durch Eintauchen in Höllesteinlösung eine Jod- und Bromsilberschicht erzeugt hatte. Nachdem die so zubereiteten Glasplatten der Camera obscura ausgesetzt waren, wurde durch Eintauchen der Glasplatten in eine Lösung von Eisenvitriol oder von Pyrogallol das überschüssige salpetersaure Silber zu Silber reduziert, während diese Lösungen auf Jodsilber und Bromsilber nicht wirken. Das so reduzierte Silber schlug sich als schwarzes Pulver an den belichteten Stellen je nach Stärke der Belichtung nieder, wodurch in der Dunkelkammer das negative Bild sichtbar wurde. Hierauf wurde dieses Negativ durch Waschen mit unterschwefelsaurem Natron vom überschüssigen Jodsilber und Bromsilber befreit, wodurch es lichtbeständig (fixirt) wurde und man von ihm eine unbegrenzte Zahl Positivkopien anfertigen konnte.

Russell änderte dieses Verfahren in den sechziger Jahren dahin um, daß er den Ueberzug an salpetersaurem Silber schon vor der Belichtung der Platte durch Waschen mit viel Wasser entfernte. Brachte er darauf nach der Belichtung die Platten in eine alkalische Pyrogallollösung, so reduzierte diese auch das überschüssige Jod- und Bromsilber, was in saurer Lösung, wie oben bemerkt, nicht geschieht. Dann konnten diese Negativs sofort, nachdem sie aus dem alkalischen Pyrogallolbade genommen und getrocknet waren, zur Anfertigung von Positivs benutzt werden. Auch fand er, daß die alkalische

Pyrogallollösung auf Bromsilber besser wirkt, als auf Jodsilber. Seitdem bedient man sich fast ausschließlich des Bromsilbers.

1871 schlug Madox vor, statt Collodium Gelatine zu verwenden. Aber erst 1878 wurde das Gelatine-Emulsionsverfahren von Bennet erfunden, nach dem unsere meisten heutigen Trockenplatten hergestellt werden. Bennet zeigte damals, daß erst durch das von ihm erfundene nachhaltige Erwärmen der Gelatine-Emulsion das Gelatine-silberpapier jenen hohen Grad von Lichtempfindlichkeit erhält, den man sich heute beim Gebrauch der Trockenplatten und in der Momentphotographie zu Nutzen macht, mit deren Hilfe man nicht nur sich bewegend Personen, sondern auch Vögel und Geschosse im Fluge photographiren kann, bei denen die Expositionszeit bis auf $\frac{1}{1000}$ Sekunde reduziert werden kann, was die Herstellung der heute so beliebten Kinematographen ermöglichte. Zur Herstellung der hierzu verwendeten Gelatine-Emulsion löst man Bromammonium (statt Bromkalium) und Gelatine unter Erwärmen bis 50° C. in Wasser, bringt diese Lösung in eine nur mit rothem Licht erhellte Dunkelkammer, setzt hier salpetersaures Silber zu und erwärmt allmählich bis zum Siedepunkt, läßt dann erkalten, zerkleinert die erstarrte Gallert und wäscht sie mit viel Wasser vom überschüssigen salpetersauren Silber und gebildeten salpetersauren Ammonium sehr sorgfältig aus. Dann schmilzt man die gut abgetropfte Gallert wieder bei 35 bis 40° C., filtrirt die Lösung in eine nur mit der Emulsion die Glasplatten, die dann rasch getrocknet werden.

Die so hergestellten Trockenplatten sind etwa zwanzig Mal so empfindlich, als die früheren Collodiumplatten, und die fabrikmäßige Herstellung dieser Platten hat wesentlich zu dem Aufschwunge der Amateur(Liebhaber-)photographie geführt. Das Schwierigste, die lichtempfindliche Platte, braucht jetzt der Amateur nicht selbst herzustellen. Er nimmt mit den gekauften Trockenplatten in seiner Camera die Bilder auf, wozu, wenn sie gut werden sollen, allerdings auch eine gute Linse gehört, die immer ziemlich theuer ist, hebt die gut verwahrten Platten auf und entwickelt auf denselben zu Hause nach Belieben in seiner Dunkelkammer bei unschädlichem rothem Lichte die Negative, fixirt sie mit unterschwefelsaurem Natron und kann dann mit dem so hergestellten Negativ auf ebenfalls künstlichem lichtempfindlichen Silberpapier so viel Bilder kopiren wie er will. Die Fachphotographen begnügen sich allerdings damit nicht, sie forschen unermüdet nach weiteren Verbesserungen. Wohl kein chemisches Präparat ließen sie unversucht, und die Chemiker beeilten sich, ihnen immer neues Material zu Versuchen zu liefern. Von den als Entwickler vorgeschlagenen Präparaten nennen wir außer dem schon oben erwähnten Pyrogallol noch besonders Hydrochinon, dann Eikonogen, Metol, Amidol, Glycin und Rodinol. Viele solche Versuche blieben zwar resultatlos, aber nicht alle. So fand man auch, daß gewisse Platinsalze ebenfalls lichtempfindlich sind und daß die mit ihnen hergestellten Papiere besonders schöne Kopien lieferten, die sich durch ihr samtschwarzes, an Kupferstücke erinnerndes Aussehen auszeichneten. Deshalb wurde die Platinotypie bald beliebt.

Schon lange war bemerkt worden, daß bei einer photographischen Aufnahme die einzelnen Farben des betreffenden Gegenstandes verschieden stark auf der lichtempfindlichen Platte wiedergegeben werden. Roth erscheint auf der Platte nur ganz blaß, dagegen blau und namentlich violett sehr dunkel. Es

war oft fatal für den Photographen, wenn eine Dame sich in einem rothen Kleide hatte aufnehmen lassen, es auf dem Bilde aussah, als hätte sie ein weißes Kleid getragen, und doch konnte es der Photograph nicht ändern. Die chemische Wirkung der einzelnen Lichtstrahlen des Spektrums ist eben verschieden; sie steigert sich von Roth durch die ganze Scala des Spektrums bis zu Ultraviolett. Dabei ist auch die Möglichkeit, in nur mit rothem Licht erhellten Räume mit Silbersalzen arbeiten zu können, ohne daß eine merkliche Einwirkung stattfindet. Professor D. W. Vogel hat diesem Uebelstand mit Erfolg dadurch abzuwehren gesucht, daß er die Bromsilber-Gelatineplatten selbst ein wenig mit gewissen Farbstoffen färbte, wodurch sie auch für solche Farben, die ohne diese Zusätze nicht oder nicht richtig auf sie wirken, gleich empfindlich werden. Durch dieses orthochromatische Verfahren wird es dem Photographen möglich, alle farbigen Gegenstände photographisch richtig wiederzugeben. Die immer größer werdende Vervollkommnung der optischen Instrumente ermöglichte es, die Photographie für viele neue Zwecke zu verwenden. Sie wurde mit viel Nutzen in den Dienst der Himmelskunde gestellt, indem es mit ihrer Hilfe gelingt, Sterne bis zur 16. Größe anzunehmen, die man nie mit den Augen sehen kann, und dadurch zahlreiche neue Gestirne zu entdecken. Andere Apparate gestatten von den feinsten mikroskopischen Gegenständen und Vorgängen naturgetreue Bilder in vergrößertem Maßstabe herzustellen und sie so dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Aber eine Aufgabe, der sich viele Photographen schon seit längerer Zeit mit Eifer widmen, haben sie heute noch nicht lösen können: Photographiren in Schwarz sogleich in den natürlichen Farben herzustellen. Wenigstens für die photographische Wiedergabe von Gegenständen ist diese Aufgabe bisher noch nicht gelöst. Man kann wohl schon heute mit Hilfe des sogenannten Pigmentdruckes bunte Gegenstände mit allen Details naturgetreu farbig wiedergeben; aber dies ist, wie schon der Name sagt, kein photographisches Verfahren. Seine Grundzüge sind folgende: Zu den lichtempfindlichen Stoffen gehört auch ein Gemisch von Chromkalilösung und Gelatine-Lösung. Diefelbe wird, eingetrocknet der Sonne ausgesetzt, unlöslich. Daher kann man auch eine Zeichnung kopiren, indem man sie auf ein mit Chromgelatine bestrichenes Blatt legt, es belichtet läßt, und dann das Papier mit Wasser behandelt, das nun nur von den nicht belichteten Stellen die Gelatine löst. So erhält man ein Negativ, mit dem man auf gleiche Weise Positive des Originals herstellen kann. Man kann auch die Chromgelatine mit Farbstoffen versetzen, wodurch die Zeichnungen deutlicher werden. Hat man nun von einem Gegenstande drei Negative unter je einem rothen, gelben und blauen Glase hergestellt, so kann man diese drei Negative auf drei mit ebenso gefärbter Chromgelatine überzogene übertragen, die, ausgewaschen, getrocknet und genau passend übereinander gelegt, sich zuweilen mit überraschender Treue der Farben zu dem Bilde des aufgenommenen Gegenstandes ergänzen. Sicher aber dieses Verfahren und andere ähnliche die ebenfalls in der Camera obscura hergestellten Negativs benutzen, hiernach erscheinen und so richtig es nach der Theorie ist, so groß sind auch die Schwierigkeiten und Störungen, die seiner erfolgreichen praktischen Ausführung entgegenstehen. Diese Schwierigkeiten werden aber die wissenschaftlichen Photographen nicht abhalten, mit Eifer an der der gestellten Aufgabe fortzuarbeiten. —

Der Sohn.

Novelle von Dorothee Gobelner.

Nach langem Warten und Entsagen hatten sie doch noch einander angehören dürfen, und nun, nachdem sie kaum ein paar Jahre zusammen glücklich gewesen, wurde er ihr durch den Tod entzogen. Sie brach fast zusammen unter ihrem Schmerz. Am liebsten wäre sie mit gestorben, allein ihr Blick fiel auf das Kind, das sich an ihre Knie

schmiegte und mit ihr weinte, ohne zu wissen warum, und nun wußte sie, daß sie leben mußte, leben für ihren Sohn.

Die schmale Wittwenpension reichte kaum zum Unterhalt für Einen. Verwandte, die sie unterstützen konnten, besaß sie nicht, arbeiten hatte sie nie gelernt und doch mußte sie verdienen, wenn sie

leben wollte. Eine Freundin rieth ihr, Wäsche nähen, das sei noch das Beste und Einträglichste für sie; und so nähte sie Wäsche. Der Lohn war niedrig, sie selber ungeliebt und dazu noch gebrechelt vom Stummer, sie schaffte rastlos von früh bis spät manche Nacht verging, ohne daß der Schlaf in ihre Augen kam, und dennoch wußte sie oft nicht, wofür

die das Nötigste für sich und ihren Kleinen nehmen sollte.

Als der Knabe in das schulpflichtige Alter kam, erhöhten sich ihre Sorgen. Sie hätte ihn in die Gemeindefschule senden können, selbst die Verwandten ihres Mannes riefen dazu, allein ihr Stolz bäumte sich dagegen auf. Sie war aus „gut bürgerlicher“ Familie und sollte ihren einzigen Sohn auf die Volksschule schicken, die ihren engherzigen Begriffen mit der Armeschule gleichbedeutend war? Unmöglich! Mit unendlichen Mühen gelang es ihr, ihm eine Freistelle am Gymnasium zu erwirken. Sie mußte ihr Arbeitspensum verdoppeln, um die theuren Bücher und die gute Kleidung für ihn beschaffen zu können; sie that es mit Freuden. Mit unermüdlicher Zähigkeit hielt sie auf ihrem Posten aus. Ihr ganzes Leben ging auf in dem Sohn. Seine Wünsche waren ihr Befehl, sein Lächeln ihr höchstes Glück. Sie versagte sich selbst das Nötigste, um nur ihm keine jener Freuden entbehren zu lassen, die die Jugend seiner wohlhabenden Gefährten verschönten. Sie trieb einen förmlichen Kultus mit dem Jungen. Er war das Einzige, was ihrem Dasein noch Zweck und Inhalt gab, ihr Göße, vor dem sie auf den Knien lag. Felix war ein hübscher begabter Knabe, nur etwas eigenartig und launenhaft. Ihre Verwandten meinten, sie solle ihn streng halten; sie wies diese Zumuthung mit Entrüstung zurück. Streng halten den zarten Jungen? Niemals! Nur durch Liebe wollte sie im Herzen ihres Kindes herrschen. Felix nahm ihre Aufopferung als etwas Selbstverständliches hin. Mit dem gedankenlosen Egoismus der Jugend sah er zu, wie die Mutter sich in Arbeit und Sorgen aufrieb, während ihm selbst nichts abging, ja er konnte sogar trogen und groffeln, wenn er doch einmal entbehren mußte.

Mit sechzehn Jahren verließ er die Schule, er hatte sein Abiturium glänzend bestanden. Sie wünschte, daß er, ebenso wie sein Vater, die Beamtenkarriere eingeschlagen sollte, sie hatte sich schon so in den Gedanken eingelebt, daß sie ihn im Geiste bereits als wohlbestallten Geheimrath sah; Felix machte ihr indessen einen Strich durch die Rechnung.

Beamter? Noch Gott weiß wie lange ohne Einkommen arbeiten und sich überall hücken müssen? Nein! Er hatte Anderes im Sinn. Da war sein Freund Heinz Ewald, der lernte in einem Bankgeschäft und hatte schon vierzig Mark Gehalt im Monat; so wollte er es auch haben. „Siehst Du, Mutchen, dann habe ich doch Geld und kann bald mehr verdienen und mir Vergnügen schaffen, so viel ich will. Und wenn ich ausgerechnet und ein hohes Gehalt hab', fliegt Deine Nähmaschine in die Ecke und ich brauch' mich endlich 'mal nicht mehr zu argern um den alten Kumpelkasten. Ach, Mutchen, erlaub's doch!“

Und Mutchen sagte natürlich nicht „Nein“, sie mußte sich sogar eingestehen, daß der Junge diesmal praktischer war als sie. So kam Felix zu Behrend & Co., und dank seiner Kenntnisse rückte er sehr rasch vorwärts.

Ein Sonntag im August. Der Tag geht langsam zu Ende, in den Fenstern flammen hier und da schon die Lampen auf; auch Frau Holdert faltet ihr Strickzeug zusammen und zündet Licht an. Sie ist allein zu Haus. Felix ist mit guten Fremden ausgezogen; er hat das öfter gethan in der letzten Zeit, sehr oft sogar. Sie hat auch nichts dagegen, er zählt nun vierundzwanzig Jahre, da kann er nicht mehr an Mutters Rockzipfel hängen. Und daß er viel Geld für sich verbraucht, nun, das hilft nichts, junge Leute müssen ihr Vergnügen haben. Nur manchmal ist es ihr, wenn sie so allein in der öden Wohnung sitzt. Sie möchte gern einmal mit hinaus, sich auch freuen an der Freude der Jugend, wenn nur nicht Alles so theuer wäre. Sie seufzt auf; Felix braucht sein Gehalt bis auf das Wenige, was sie zur Wirthschaft erhält, für sich allein, und sie selbst nichts mehr verdient, er kann das Nähmaschinegerassel wirklich nicht aushalten, kann sie natürlich auch nichts zum Vergnügen ausgeben.

Wo er heute nur blieb! Sie sah nach der Uhr. neun hatte er zurück sein wollen, jetzt war es

beinahe zehn und er war noch nicht da. Eine leise Unruhe stieg in ihr empor, und diese Unruhe wuchs, als der Zeiger weiter und weiter rückte, ohne daß das Geräusch des öffnenden Druckers an der Korridor-thür erklang. Das Gas in den Hausthüren war lange erloschen, das Klingeln der letzten Pferdebahnen verhallt, sie saß noch immer wartend allein. Ihre Unruhe steigerte sich zur Angst, ihre erregte Phantasie begann ihr allerhand schreckhafte Bilder vorzuspiegeln. Wenn ihm etwas passirt war? Vielleicht auf dem Wasser? Es gab so viel Unglück auf dem Wasser, besonders auf der Oberspree. Sie ging vom Fenster zur Thür, von der Thür zum Fenster und horchte.

Dann suchte sie sich zu beruhigen. Er war sicher nur auf der Bahn nicht mitgekommen; der Andrang war Sonntags immer so groß, er würde sich schon wieder einfänden.

Und er fand sich auch ein, lange nach Mitternacht hörte sie seinen Schritt im Treppenhaufe. Mit einem wahren Jubelruf öffnete sie die Thür: „Felix, endlich!“

Er wich einen Schritt zurück, ein verlegenes Lächeln zog um seinen Mund: „Gott, Mutter, bist Du denn noch auf? Warum schläfst Du denn nicht schon lange?“

„Ich habe mich furchtbar geängstigt.“
„Wieder 'mal?“ Er lachte gezwungen. „Du mußt Dir das endlich abgewöhnen, Mutter, man kann doch nicht auf die Minute zu Hause sein, das ist ja grade, als säße man an der Strippe.“

Es lag etwas Gereiztes in seiner Stimme. Sie drehte den Kopf und sah ihn von der Seite an. Was hatte er wieder? Langsam ließ sie sich in einen Sessel gleiten: „Hast Du Dich auch gut amüßirt, Felix?“

„O ja, sehr gut.“
„Erzähl' mir doch noch ein Bißchen.“
„Was denn?“
„Nun, wo Ihr hin war't.“
„Nach Grünau, Du weißt es ja.“
„Seid Ihr auch dort geblieben?“
„Nein, wir gingen nach den Müggelbergen.“
„Warst Du mit Erich allein oder kam sonst noch wer mit?“

„Ja . . . nein . . . Mutter, laß doch bloß dieses Ausfragen, das ist ja gräßlich!“
„Felix!“ Sie starrte ihn an, als hätte sie nicht recht gehört.

Er zuckte die Achseln: „Na, ich mein's ja nicht so, aber wirklich, weißt Du, Deine Kontrolle ist unmaussteilich. Wollen wir überhaupt nicht schlafen gehen? Ich bin hundemüde.“

Sie erhob sich, ein trauriger Ausdruck lag in ihren Augen: „Du weißt ganz genau, Felix, daß ich nicht aus Neugier frage. Es freut mich nur, wenn Du Freude hast. Gute Nacht!“

Sie lag noch lange schlaflos. Eine unerklärliche Angst presste ihr Herz zusammen; und diese Angst verließ sie auch nicht, als der Morgen wieder hell in die Fenster sah. Sie schlich umher, wie unter einer schweren Last. Als die Mittagsstunde heranrückte, die ihn nach Hause führen mußte, erfaßte sie wieder ein fieberhaftes Bangen. Die nervöse Erwartung der Nacht wirkte noch nach. Sie zählte die Minuten bis zu seinem Erscheinen.

Er kam indessen pünktlich, und als sie in gewohnter Weise bei Tisch saßen, waren all' ihre Sorgen mit einem Schlage verschwunden. Aber dann kamen sie wieder.

Er hatte sich schon zum Fortgehen fertig gemacht und auch bereits Abschied von ihr genommen; in der Thür drehte er sich noch einmal um: „Apropos, was ich fast vergessen hätte. Du brauchst heute nicht auf mich zu warten, Mutter. Wir müssen bis zehn Uhr arbeiten, es kann auch noch länger dauern.“

Sie ließ das Zeitungsblatt, in dem sie gerade las, in den Schooß sinken: „Arbeiten? Bis zehn Uhr oder noch länger? Was ist denn das für neue Mode?“ Und dann mit einem jähen, schmerzlichen Aufschrei: „Felix, Du verbirgst mir etwas!“

„Das fällt mir ja garnicht ein.“ Er knöpfte an seinem Handschuh. „Es ist ja nur wegen —

na, wegen der russischen Anleihe, da sollen wir auf die Nachtelegramme warten und sie gleich weiterexpediren. Na addio, Mutter!“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er die Wohnung.

Sie ging an diesem Abend zur Ruhe, allein sie schlief nicht. Mit offenen Augen erwartete sie seine Heimkehr. Er kam nicht um elf, auch nicht um zwölf, wohl aber gegen Morgen, als der Tag schon zu dämmern begann. Und so wie heute ging es von jetzt an jeden Abend. Jeden Abend blieb er fort, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand, erst in den Morgenstunden kam er nach Hause.

Sie sagte nichts. Sie wußte, daß er sie belog, allein ein unerklärliches Bangen schloß ihr den Mund. Schweigend gingen sie nebeneinander hin, keiner sprach mehr als das Nötigste, grade, als ob sich Jeder schente, das zu berühren, was ihn am meisten bewegte.

Darüber kam der Letzte des Monats heran. Groß war die Summe ohnehin nie gewesen, die Felix ihr zur Befreiung der Wirthschaft überließ, diesmal legte er ihr kaum die Hälfte auf den Tisch. Sie sah ihn groß an: „Was soll das heißen, Felix?“

„Ich habe diesmal selber etwas mehr gebraucht, Du mußt Dich einrichten.“

„Das wird aber schwer halten. Wie soll ich das machen? Ich weiß es nicht.“

„Traurig genug, wenn Du nicht wirthschaften kannst.“

„Felix, vergiß nicht, daß Du mit Deiner Mutter sprichst!“

„Ach ja, ja, ja! . . .“

„Felix, es ist ja einfach empörend! Wo lernst Du solches Betragen? Ist das Deine Liebe, Deine . . .“

„Na ja, nun werde auch noch sentimental! . . . Da ist es schon besser, ich mache, daß ich fortkomme.“

Krachend flog die Thür in's Schloß.

Sie sah wie erstarrt; sie war es gewohnt, rauh und rücksichtslos behandelt zu werden, so gewohnt, daß es ihr garnicht einmal auffiel; brutal wie heute hatte er sich indessen nie gezeigt. Was war geschehen? Sie brach in kramphastiges Schluchzen aus, lange saß sie, ohne den Thränen Einhalt gebieten zu können, dann aber stammte plötzlich eine harte Entschlossenheit über ihr Gesicht. Sie stand auf, wusch Augen und Wangen mit kaltem Wasser und machte sich zum Ausgehen fertig. Es war ihr eine Idee gekommen. Sie wollte ergründen, wohin ihr Junge ging, wenn er Abends und Nachts dem Hause fernblieb; sie war überzeugt, daß das, was er ihr angethan, nicht aus ihm kam, daß er unter bösen Einflüssen stand, und diese Einflüsse wollte sie kennen lernen.

Mit raschen Schritten schlug sie den Weg nach dem Bankhaufe ein. Dem Geschäft gegenüber befand sich ein altes, düsternes Thorweghaus, in seinem Schatten blieb sie stehen. Sie hatte nicht lange zu warten; die Lampen in den Fenstern erloschen schon wenige Minuten nach ihrem Eintreffen. Aus dem hohen Thorweg ergoß sich der Strom der Angestellten. Als einer der Letzten erschien auch Felix. Er blieb einen Augenblick stehen und sah sich suchend um, dann, nachdem die Uebrigen sich verlaufen hatten, ging auch er, aber in einer Richtung, die ihrer Wohnung gerade entgegengesetzt war. Sie folgte ihm auf der anderen Seite, immer im Schatten der Häuser sich haltend, dann blieb sie plötzlich stehen und griff nach der Wand, um sich zu halten. An die Seite des jungen Mannes drüben war ein Mädchen getreten, eine üppige, auffällig herausgeputzte Erscheinung. Sie begrüßte ihn mit hellem Lachen, und er, offenbar hocherfreut, wieder mit ihr vereint zu sein, zog ihren Arm in den seinen und schritt plaudernd und scherzend mit ihr weiter. Beide verschwanden in einem der nächsten Häuser; wenige Minuten später stammte in der dritten Etage ein Licht auf. Die einsame Frau auf der anderen Straßenseite schlug die Hände vor's Gesicht und stöhnte auf, sie wußte genug. Planlos irrte sie durch die Straßen. Ein Chaos von unbestimmten Gefühlen wogte in ihrer Brust, kaum daß sie wußte, wo sie sich befand. Ein hell erleuchteter Blumenladen, der seine strah-

lenden, bunten Schanfenster aufthat, ließ sie auf-
sehen. Wie eine dunkle Erinnerung schoß es ihr
durch den Kopf, daß dort oben im Hause ihre Cousine
wohnte, eine der wenigen Verwandten, die sie noch
besaß und mit deren Familie sie spärlichen Verkehr
unterhielt; und wie eine Eingebung rang sich aus
ihren wirren Gedanken der Wunsch los: hinauf zu
ihr, sich auszusprechen, Rath holen.

Eine halbe Stunde später war die Last von
ihrer Seele gesprochen, und nur ein letzter zitternder
Ausschrei kam noch über ihre Lippen: „Sage mir,
was ich thun soll, rathe, hilf!“

Allein die stattliche Frau an ihrer Seite strickte
ruhig fort, ein gutmüthiges Lächeln flog über ihr
rundliches Gesicht: „Liebste Rosa . . . sieh mal,
liebste Rosa, Du mußt Das nicht so nehmen, in
dem Alter machen sie es Alle so, da thut man am
besten, als sähe man es nicht.“

„Aber er kann mir verderben dabei! Dieses
Geschöpf macht ihn schlecht, wie sie selber ist. Wenn
ich bedenke, wie er mich behandelt.“

„Ach Gott, so war er ja schon als Junge; wir
haben es Dir oft genug gesagt. Du hast es nur
nicht wahr haben wollen, Du hast ihm eben zu viel
Willen gelassen. So was rächt sich!“

„Nein, nein, er ist nicht schlecht. Nur etwas
aufbrausend. Ach, ich bin so unglücklich.“ Sie brach
von Neuem in Schluchzen aus.

Frau Auguste klopfte sie beruhigend auf die
Schulter.

„Laß ihn nur, Roschen, das giebt sich Alles.
Aber wie gesagt, bloß nichts dagegen reden, das
würde ihn nur bestärken in seinem Eigensinn. Da
denken sie, man will an ihre Männerwürde tippeln.
Zimmer recht freundlich zu ihm, ihm Alles doppelt
gemüthlich machen und im Uebrigen stille sein und

zusammenlassen mit der Donna, das ist das beste
Mittel zum Abgewöhnen.“

„Ich soll also schweigen?“

„Selbstverständlich. Weißt Du, wenn man noch
selbst einen Mann hat, kennt man sich mit solchen
Sachen viel besser aus. Wenn's Dich aber beruhigt,
kann ihn mein Alter ja einmal vornehmen; nur durch
die Blume natürlich. Schick ihn doch einmal her,
oder kommt Beide, das ist noch unauffälliger. Viel-
leicht morgen Abend. Wart' einmal . . . Ja,
morgen Abend ist Ernst zu Hause.“

„Und er würde ihm zureden?“

„Natürlich! Laß ihn nur machen. Und nun
immer den Kopf hoch, Roschen! Laß den tollen
Bengel sich die Hörner ablaufen, das schadet ihm
garnichts. Vor allen Dingen aber schweigen! Hörst
Du?“

„Ja, ja.“ — —

(Fortsetzung folgt.)



Versäumte Zeit.*

Es war wohl just um diese Zeit!
Die Lärche stand im grünen Kleid
Und an den Birken brach die Fülle
Der Blättchen aus der braunen Hülle.

Ein erstes Lied, ein voller Klang
Von Sehnsucht zog den Wald entlang,
Der Alhem weißer Anemonen
Umwallte still die Buchenkronen.

Allüberall ein goldner Duff,
Ein selig Werden in der Luft,
Im Grund ein heimlich Blüh'n und Sprieszen,
Ein sehrend Wachsen und Erschließzen.

In uns auch war es Frühlingszeit,
Und uns're Herzen wurden weiß,
In Jubel halb und halb in Bangen,
Die Tenzesbotschaft zu empfangen.

Und doch — wir fanden nicht das Wort!
Befangen hielt uns Zeit und Ort,
Die Stunde ging, der Traum zu Ende,
Du küßtest scheidend meine Hände.

Anna Ritter.

Die Worspweber. Im Frühjahr 1895 war es,
als in einer Münchener Ausstellung „Die Worspweber“
zum ersten Male, zu einer Gruppe vereinigt, auftraten
und sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen.
Ein feiner Zug ging durch ihre Kunst. Der gleiche
Geist schien in den noch jungen Künstlern, die zu der
Vereinigung gehörten, zu leben. Wohl wurde man bei
genauerem Zusehen auch der bedeutenden individuellen
Unterschiede zwischen den Einzelnen gewahr; das Gemein-
same der Bilder aber fiel zuerst auf. Dieselbe niederdeutsche
Landschaft giebt ihnen allen den Charakter. Es ist das
Land zwischen Bremen und Hamburg, dem Moore und
Heiden ein sehr bestimmtes Gepräge geben. Mitten darin
liegt das bescheidene Dorf Worspwebe, in dem seit dem
Jahre 1889 die kleine Malerkolonie sich niedergelassen hat.
Es ist nicht die Natur, die durch starke äußere Reize sich
aufdrängt; ihre Schönheit liegt in den frischen Farben
und in dem wechselvollen Spiel der Luftstimmungen, die
der Landschaft an jedem Tag, in jeder Stunde ein anderes,
eigenartiges Aussehen geben. Einer der Maler, die dort
wohnen, hat in einem Brief an die „Kunst für Alle“
diese Stimmungen in einer fesselnden Schilderung fest-
zuhalten versucht; es führt am besten in die Natur von
Worspwebe ein, wenn wir seine Worte hierherlegen:

Ein Hauch leichter Schwermuth liegt ausgebreitet
über der Landschaft. Ernst und schweigend umgeben weite
Moore und sumpfige Wiesenpläne das Dorf, das, als
süde es einen Zustuchtsort gegen unbekante Schreckenisse,
sich an dem steilen Hang einer alten Düne, dem Weherberg,
zusammenbrängt. Wir und regellos durcheinander zerstreut
liegen Häuser und Hütten, besäumt von schwerlastenden
moorüberblühten Strohbüscheln und knorrigen Eichen,
an deren weit ausladenden Wipfeln sich machlos die
Stürme brechen. Ueber dem Dorf wölbt sich der Berg,
zerklüftet von zahlreichen Ninnfalten, die sich das ab-
fließende Regenwasser ausgewaschen hat, ge'rdnt mit einem
verkümmerten Eichenbuschwald. Von einer einsamen
Söhle schweift weithin der Blick in's Land hinaus, über

Moore und Heide, Felder und Wiesen. Dunkle Eichen-
kämme (Kamp — abgeschlossene Anpflanzung), die in ihrem
Schatten spärliche Gehölze der Bauern bergen, unterbrechen
hin und wieder die Eintönigkeit der großen Ebene, Wasser-
läufe bligen auf, und der Spiegel der schlangengleich
gewundenen Hamme, worauf in stiller, geheimnißvoller
Fahrt schwarze Segel durch's Land ziehen. Darüber
spannt sich der Himmel aus, der worspweber Himmel,
den zu schildern die Feder verzweifeln muß, denn ein
allzu armjeliger Befehl würden meine Worte sein, um
höchste Schönheit würdig auszudrücken. Was hülfen uns
unsere Strohbüschel, Birkenwege und Moorflüsse, wenn
wir diesen Himmel nicht hätten, der Alles, selbst das
Unbedeutende, abelt, ihm seinen unsagbar koloristischen
Reiz liehet, der Worspwebe schließlich erst zu dem macht,
was es ist. Am geistigen Abend ward ich dessen wieder
einmal inne. Ich stand im Hof meiner Wohnung, um
mit ihr waren Ziegelsteine aufgeschichtet, rechts vor mir
befand sich ein Baum aus frischgeschneitten tannenen
Drettern, daneben eine Grube, worin Stalk gelocht war;
am Himmel aber stand in leuchtend blauem Ather, feierlich
in erhabener Pracht, eine einzige ungeheurer Wolke auf-
gebaut. Ein Wolkengebirge, dessen Gipfel silbern funkelten,
dessen Abhänge strahlten, wie mit flüssigem Gold über-
gossen. Ohne Zweifel verbannten wir solche atmosphärische
Wunder der verhältnißmäßigen Nähe der See, noch mehr
vielleicht aber den meilenweit sich erstreckenden Mooren
und Sümpfen, die die Luft stets mit Feuchtig'eit gesättigt
erhalten. Besucht man vom Dorf aus das Moor, so bleibet
nur allmählig das angebaute Land zurück, und die Gegend
nimmt einen ersten und düsteren Charakter an. Hier
und da liegt als heller Fleck noch ein Feld mit Buch-
weizen innerhalb der braunviolettten Heidezone eingebettet,
schließlich giebt's auch das nicht mehr. Bis an den
Horizont, wo die blauen Hügel der Geest aufsteigen, dehnt
sich weithin das Moor, schürgerade durchschnitten von
Kanälen und Fahrämmen, die wiederum rechtwinklig
von anderen getrennt werden. In gleichen Abständen am
Bege stehen bleiche Birken, den herrschenden Nordost-
winden nachgele. b. schräg ansteigend. Doch ob es gleich
einsam ist im weiten Umkreis, so verlassen uns doch nicht
die Spuren menschlicher Thätigkeit. Aber ein freundliches
Bild bieten sie hier nicht. Wir treten auf Begräbniß, wo
unter tief der Boden ausgehoben ist und der Torf, in
langen Reihen zu regelmäßigen Pyramiden oder Kegeln
geschichtet, an Luft und Sonne trocknet. Dazwischen liegen
verstreut, weißschimmernd wie Todtengelbeine, Baumstümpfe
mit grossem Wurzelgeflecht, die Reste ehemaliger Wälder,
jezt nach Tausenden von Jahren bestimmt, das Feuer
der Torfbanern zu unterhalten. . . .

Einfach ist auch die Entstehungsgeschichte dieser Kolonie.
Im Sommer des Jahres 1889 hatten drei Maler, Fritz
Madenfen, Otto Moderjohn und Hans am Ende,
ihre Studien draußen im Moor gemacht, und ganz ge-
fangen genommen von den Farben der Moorlandschaft,
hatten sie ihre Abreise bis tief in den Herbst hinaus-
geschoben. Ueber Moore, Heiden und Wiesen war lodrende
Farbenpracht ausgegossen. Wie der Goldbaum des
Märchens strahlte die Birke, purpurroth durchdrungen
ihre Wurzeln das fette Braunroth des Moorbodens, über
einem Eichenstamm hatten Nebel und Regen Flechten von
berauschendem grauen Farbenschmelz erzeugt; die Strohbüschel,
im Sommer grau und farblos, wurden violett, die Moor-
wände bekleideten sich über Nacht mit üppigen Moosen,
und allerorten schossen mit Judischgelb und Krapplack
lastrte Pilze aus der Erde.“ Anschaulich wird dann ge-
schildert, wie die drei Freunde einen letzten Gang durch
das Moor machten; Jeder bemüht sich, „für die im Winter
zu malenden Bilder sein Vorrath an Eindrücken bis
zu guterletzt zu vermehren.“ Da macht Einer den Vor-
schlag, man sollte Akademie Akademie sein lassen und den
Winter über hier draußen bleiben. Er findet sofort

Zustimmung, und die Kolonie wird begründet. Auf dem
Gehöft eines Bauern mieteten sie sich ein. In den nächsten
Jahren kommen Andere hinzu: Fritz Overbeck, Carl
Vinnen, Heinrich Vogeler; erst als Fertige treten
sie dann in die Öffentlichkeit.

Was dem Vorgehen der Worspweber einen so großen
Beifall verschaffte, bei Vielen auch Nachahmung fand,
war, daß sie einen Weg, der in der heutigen Malerei
angebahnt war, entschlossen zu Ende gingen: Sie legten
sich in einen unmittelbaren Zusammenhang mit einer
bestimmten Landschaft, sie konnten bei ihrem steten Umgang
mit dieser Natur sich einleben, empfinden in ihre Eigen-
arten; aus ihren Bildern sprach eine innige Vertrautheit
mit dem besondern Leben dieser Landschaft, die durch
eine ständige Verührung und durch wechselnde Eindrücke,
wie der heutige Maler sie in seinen Sommerstudien ge-
wöhnlich erfährt, nimmermehr erworben werden konnte.
Die Landschaftsmalerei der letzten Jahre strebt aber wieder
darnach, an die Stelle der reinen Freilichtmalerei, mit
ihrem ausschließlichen Kultus der Licht- und Luftdar-
stellung, die besondere individuelle Landschaft zu setzen,
den Charakter des flachen Landes und der Mittelgebirge,
der niederdeutschen und mitteldeutschen Natur, der Harz-
gegenden und Taunuspartien in ihren charakteristischen
Erscheinungsformen zu studiren und darzustellen. Und
weiter kamen die frischen, vollen Farben, die die Worsp-
weber aus ihrer Moorregion geholt hatten, dem Streben
nach kräftiger Farbenwirkung entgegen, das allgemein
nach einer Periode der „Graumalerei“ wieder zum Durch-
bruch gekommen war.

Am häufigsten tritt die Farbe bei Hans am Ende
auf, dem Einen der beiden Worspweber, von denen wir
heut' Bilder bringen. Ein Frühlingssturm im Mai.
Brausend fährt er über das Land einher, über die Felder
und Wege, verfangt sich in den Kronen der mächtigen
Birken, reißt ihre starken Aeste nach oben, als wären
es Winen. Das Gewitter ist schon im Abziehen. Noch
lastet schwer die blaueschwarze Wolkenwand am Horizont,
und es ist, als buchten sich die niedrigen Häuschen des
Dorfes furchtbar, die im Mittelgrunde unter Bäumen
versteckt liegen. Vorn aber fallen schon die ersten Strahl-
en der steigenden Sonne auf die weissen Birkenstämme, auf
die Lachen, die der Regen auf dem Fahrwege zurückgelassen,
auf die in saftigem Grün stehenden Felder. Und diese
hellen Lichter stehen in feinem Gegensatz zu dem finstern
Grunde der Wetterwand.

Gegen dieses brausende Sturmlied ist die jara-
Frühlingsidylle von Fritz Overbeck ein starker Gegen-
satz. Es ist etwas früher im Jahre. Noch sind die
sprossenden Blätter der Birken nicht weit genug, um dem
Baum feste Form zu geben, sie stehen mit unsicheren
Silhouetten gegen den Himmel. Die ersten Schatten der
Dämmerung laufen über das Moorland; in tiefer Ruhe
liegt der klare Spiegel des Moorkanals.

Es ist dieselbe Landschaft, die für beide Bilder das
Motiv gegeben hat. Und doch, wie weit entfernt liegen
sie voneinander in ihren Stimmungen. Zu der Be-
schiedenheit der Luftstimmung kommt die grundverschiedene
Art der beiden Maler, die Dinge zu sehen, das herber,
in Kontrasten sein Gefallen findende Temperament des
Hans am Ende, und die weiche, fast empfindsame An-
schauungsweise von Overbeck. Auch bei den anderen
Worspwebern lassen sich solche individuellen Unterschiede
verfolgen. Es wird sich uns noch Gelegenheit bieten,
darauf zurück zu kommen. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“
bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 13,
Denthstraße 2, zu richten.

* Aus „Gedichte“. Leipzig, A. G. Stebestino. —

For-
dieser
unruh
D
hofer
sah er
Leute
das r
sicht i
S
Morge
S
schwad
Seute
und je
ihres
furcht
sie ziti
im St
nach
F
Blas
am E
Vogel
werde
Fritz
Mauer
nie wi
Segen
und u
die le
Berwa
W
Frühl
ein G
sunder
sich
hätten
D
gebrad
eigent
S
einer
Sie n
Mann
zu ent
sie zur
D
arten.
er jezt
F